

«GEFÜHLE SIND HISTORISCH VERÄNDERBAR»

Als Fellows am Collegium Helveticum werden sich der Ökonom Ernst Fehr und der Historiker Jakob Tanner in den nächsten Jahren der Emotionsforschung widmen. Im Gespräch thematisieren sie ihre Differenzen. Von Thomas Gull und Roger Nickl

Herr Fehr, Herr Tanner, wann wurden Sie das letzte Mal von einer Welle der Emotion überflutet?

ERNST FEHR: Als ich neulich erfuhr, dass eine Arbeit meines Teams über Emotionen im renommierten Wissenschaftsmagazin Science publiziert würde. Das war für alle Beteiligten überwältigend. Sonst passiert mir das immer wieder im Kontakt mit meinen Kindern und meiner Frau.

JAKOB TANNER: Emotionen sind für mich etwas sehr Disparates. Privat spielen sie permanent eine Rolle. Auch globale Fragen lösen bei mir starke Emotionen aus: Wie verhalte ich mich etwa bezüglich des Irakkriegs – ein Ereignis, das mich sehr stark beschäftigt hat? Hier zeigt sich auch die Verbindung zum Kognitiven: Wir wissen von der Welt durch die Medien, sind auf sie angewiesen, wir erkennen aber auch, dass Medien auswählen und werten, sodass man ihnen nicht einfach trauen kann. Dieser Doublebind schüttelt mich immer wieder durch.

Sie beschäftigen sich beide wissenschaftlich mit dem Thema Emotion. Was versprechen Sie sich davon?

TANNER: Historische Forschung muss sich mit Emotionen beschäftigen, auch wenn sie dies eine Zeitlang kaum wahrhaben wollte. Gefühle sind mit sich verändernden übergeordneten Strukturen, der Staatsbildung etwa oder der Markt- und Medienentwicklung, verbunden. Sie können deshalb nicht als etwas Allgemeinemenschliches betrachtet werden. Norbert Elias hat das eindrücklich gezeigt. In einer Gesellschaft, in der ich mich sicher fortbewegen kann, fühle ich mich anders als in einer total unsicheren Welt – ich werde ein anderer Mensch. Wenn ich heute mit 130 auf der Autobahn fahre, kann ich, wenn ich wütend bin, dieses Gefühl nicht mehr motorisch ausagieren,

sonst kommt es zur Karambolage. Nach Elias lernten Menschen im Zivilisationsprozess mit ihren Gefühlen kontrollierter umzugehen. Es sind dies spezielle emotionale Techniken, die die Geschichtsschreibung untersuchen muss. Für den Zeithistoriker stellt sich auch die Frage, wie eine Geschichte des 20. Jahrhunderts ohne Einbezug der emotionalen Dimension geschrieben werden kann – was lässt sich zum Holocaust und zur darauffolgenden «Unfähigkeit zu Trauern» sagen, ohne eine Auseinandersetzung mit Emotionen? Das heisst nicht, dass man Ereignisse emotionalisieren soll. Man muss Gefühle und Affekte vielmehr als analytische Aufgabe begreifen.

FEHR: Wenn man Emotionen nicht berücksichtigt, können menschliches Verhalten, politische Ereignisse oder ökonomische Prozesse nicht erklärt werden. Meines Erachtens kann man ohne die Auseinandersetzung mit Emotionen keine vernünftige Wirtschafts- und Sozialwissenschaft betreiben. Emotionen sind entscheidend für die Motivationen von Menschen. Und motiviertes Handeln steht im Zentrum von allen Sozial- und Wirtschaftswissenschaften. In diesem Zusammenhang gab es in der Forschung lange Zeit einen dunklen Fleck, der sich nun langsam aufhellt. In der Psychologie wurde beispielsweise Ende der 1970er-Jahre von einer kognitiven Revolution gesprochen. Auch in der Psychologie hat fast niemand die Emotionen als Forschungsgegenstand ernst genommen. Heute ändert sich dieses Bild: Die Neurowissenschaften, die Psychologen, einige Ökonomen und auch die Historiker beschäftigen sich mit dem Thema. Wir leben quasi am Beginn des Zeitalters der Emotionsforschung.

Wieso diese Wende?

FEHR: Heute haben wir in den Experimentalwissenschaften mehr Instrumente, um Emo-

tionen zu erforschen. Wir können beispielsweise dem Hirn zuschauen, wenn es aktiv ist. Die neuen Techniken brachten auch interessante Einsichten: Über den Zusammenhang von Gesichtsausdruck und Emotion oder von Stimme und Emotion etwa. Man weiss heute, welche Gesichtsmuskeln sich verziehen, wenn bestimmte Gefühle gezeigt werden. Der Einbezug von psychologischem Wissen führte auch in der Wirtschaftswissenschaft zu einer kleinen Revolution. Man hat herausgefunden, dass Menschen teilweise andere Motive haben als die, die ihnen von Ökonomen unterstellt werden. Da stellt sich dann die Frage: Wieso haben sie diese Motive? Wahrscheinlich stecken dahinter emotionale Ursachen. Gerade in der Ökonomie sind die Widerstände diesem Ansatz gegenüber immer noch erheblich. Es ist aber eines meiner Ziele, die Fundamente meines Fachs etwas anders zu legen. Das heisst, gewisse – schlecht gebaute – Pfeiler durch neue – solider gebaute – Pfeiler zu ersetzen.

Welchen Pfeiler würden Sie denn herausreissen wollen?

FEHR: Emotionen haben für das ökonomische Modell des Individuums praktisch keine Rolle gespielt. Das Individuum hat Ziele, es macht rationale Annahmen über das Verhalten von anderen Akteuren und versucht aus allen denkbaren Handlungsmöglichkeiten die beste auszusuchen, um seine Ziele zu erreichen. Die traditionelle Ökonomie hat sich nicht um die Emotionen und die konkreten Ziele der Menschen gekümmert – das ist ihre Stärke, aber auch ihre Schwäche. Es ist eine Stärke, weil Sie gewisse Verhaltensregularitäten selbst dann prognostizieren kann, wenn sie sich nicht um die konkreten Ziele der Menschen kümmert. Einen Ökonomen interessiert eine Aussage wie: Wenn der Preis steigt, sinkt die Nachfrage. Eine solche Aussage ist so allgemein, dass sie für jedes Gut gilt. Daher muss man für diese Aussage auch die konkreten Ziele einzelner Individuen nicht kennen. Wir können nun aber



«Gefühle können nicht als etwas Allgemein-Menschliches betrachtet werden; sie sind mit sich verändernden übergeordneten Strukturen, der Staatsbildung etwa oder der Medienentwicklung, verbunden.» Jakob Tanner

zeigen, dass Ökonomen in wichtigen Bereichen falsch prognostizieren, wenn sie die Emotionen ausser acht lassen. Sie machen systematische Fehler, die man in Experimenten nachweisen kann. Vor zehn Jahren war das noch nicht möglich.

TANNER: Historiker, die neurobiologische Literatur lesen und in die Psychologie eintauchen, können aufzuzeigen, dass diese Fragestellungen nicht so neu sind, wie sie sich selber begreifen. Herbert Simon hat vor einem halben Jahrhundert nachgewiesen, dass Informationserwerb sehr stark von gefühlsmässigen Einstellungen geprägt ist: Emotionales Engagement kann verhindern, dass man etwas zur Kenntnis nimmt. Es kann aber auch als Katalysator für die rasche Aneignung von Wissen wirken. Als Historiker interpretiere ich diese liegen gelassenen Gedankeninnovationen, die heute wieder eine

eminente Rolle spielen, aus einer wissenschaftsgeschichtlichen Perspektive. So sieht man auch besser die Probleme dieser Ansätze.

FEHR: Es gibt allerdings einen riesigen Unterschied zwischen früher und heute. Es ist natürlich entscheidend in der Wissenschaft, ob ich etwas bloss behaupte oder ob ich es empirisch präzise nachweisen kann. Heute gelingt uns eben der empirische Nachweis. Früher wurde die Sache bloss behauptet. Wenn ich mir die Geschichte der Wirtschaftswissenschaften ansehe, dann gibt es natürlich für fast jede Behauptung immer schon jemanden, der diese Behauptung schon früher einmal aufgestellt hat...

TANNER: Adam Smith, zum Beispiel...

FEHR: Genau. Smiths «Theory of Moral Sentiments» ist ein wunderschönes Buch, das ich auch heute mit Gewinn lese. Wissenschaft

muss aber Nägel mit Köpfen machen. Smith hat beispielsweise gesagt, es sei doch völlig klar, dass auch der raffgierigste Mensch noch Gefühle für seine Mitmenschen habe. Der Wissenschaftler muss eine solche Aussage in Frage stellen. Vielleicht ist da gar nichts klar. Was uns introspektiv offensichtlich erscheint, ist wissenschaftlich gesehen häufig höchst umstritten.

Herr Tanner, wie betreibt denn ein Historiker Emotionsforschung?

TANNER: Die historische Anthropologie untersucht mit den Quellen, die uns zur Verfügung stehen, wie Menschen in verschiedenen historischen Epochen emotional kommunizierten und ihre Gefühle ausdrückten. Wieso kann beispielsweise Giambattista Vico Anfang des 18. Jahrhundert in Neapel ein Buch wie «Die neue Wissenschaft» schreiben, in dem er die Historizität des Menschen zum Thema macht? Das ist kontextabhängig – man muss das historische Umfeld untersuchen, um zu verstehen, wie jemand Geschichte plötzlich neu denken kann. – Ein weiterer Zugang der historischen Forschung ist die Verschränkung von Einzelnen und Kollektiven. Menschen verhalten sich in Gruppen oft anders als Individuen. Da kommen emotionale Übertragungen, Mobilisierungsfaktoren ins Spiel, die mich als Historiker interessieren. Ebenso kann man untersuchen, wie Menschen mit ihren Gefühlen in der Öffentlichkeit umgehen. In öffentlichen Räumen gibt es andere Hemm- und Peinlichkeitschwellen als im privaten Bereich. Diese Grenzen verschieben sich im historischen Prozess. Es kann für den Historiker keine Statik der Gefühle geben.

Der Mensch macht sich ja auch ein Bild von sich selbst als emotionalem Wesen. Wie hat sich dieses Bild verändert?

TANNER: Das kann man so pauschal nicht beantworten. Es ist kulturgeschichtlich spannend zu sehen, wie sich das Verhältnis zum Transzendenten immer wieder verändert hat. Im späten Mittelalter wird im Abendland das Leiden Christi ganz neu empfunden und dargestellt. Und es gibt überhaupt historische Phasen, in denen Gefühle neu modelliert werden – das 18. Jahrhundert ist da ebenfalls interessant. En

vogue war damals die Beschäftigung mit der Sucht, die in unzähligen Varianten thematisiert wurde, von der Sehnsucht bis zur Schwindsucht. Während der Aufklärung intensiviert sich auch die Auseinandersetzung mit dem Wahnsinn. Es wurde ein neues Sensorium für Abweichung entwickelt, das der persönlichen Selbstvergewisserung des normalen Bürgers diente und entsprechend stark emotional aufgeladen war. Im 20. Jahrhundert wiederum spielen die Medien als Multiplikatoren und Regulatoren affektiver Zustände eine grosse Rolle. Man kann keine Studie über Emotionen schreiben, ohne die Medien miteinzubeziehen.

Wenn Sie eine Landkarte der aktuellen Emotionsforschung zeichnen müssten, wo würden sie die markantesten Punkte setzen?

TANNER: Ich sehe hier ein Spannungsfeld: Zum

einen ist, wie erwähnt, die experimentelle Forschung heute zentral. Sie setzt auf eine Enthistorisierung der Anthropologie. Es geht darum, basale Gefühlsstrukturen, die im Hirn festgelegt sind, in Bezug auf das Verhalten zu untersuchen. Die Psychologie, die Verhaltensforschung, aber eben auch die Ökonomie interessiert sich für solche Fragen. Zum andern gibt es eine historisierende Forschung, die in der Geschichte und in den Kulturwissenschaften angesiedelt ist. Hier wird davon ausgegangen, dass auch Gefühle historisch sehr stark veränderbar sind. Im Unterschied zu den Tieren verspüren Menschen aufgrund ihres Zugangs zu symbolischen Welten neben emotionalen Regungen auch Gefühle zweiter Ordnung – wir haben also Gefühle für unsere Gefühle. Dadurch kommt historische Kontingenz ins Spiel. Nehmen wir das Beispiel Liebe: Die

«Wir können zeigen, dass Ökonomen falsch prognostizieren, wenn sie die Emotionen ausser Acht lassen.» Ernst Fehr



HINTERGRUND UND INTERVIEWPARTNER

NEUAUSRICHTUNG DES COLLEGIUM HELVETICUM

Das Collegium Helveticum erhält ein neues Gesicht: Im Zentrum des ab diesem Wintersemester von Universität und ETH Zürich gemeinsam getragenen Wissenschaftskollegs stehen hoch stehende interdisziplinäre Forschungsprojekte. Als erster Forschungsschwerpunkt wurde das Thema «Emotionen» bestimmt. Für die hohe Qualität der Forschung sollen renommierte Wissenschaftler sorgen, die sich für fünf Jahre als «Permanent Fellows» verpflichtet haben. Neben dem Ökonomen Ernst Fehr, dem Historiker Jakob Tanner und dem Theologen Ingolf U. Dalferth von der Universität sind dies Hanns Möhler, Doppelprofessor für Pharmakologie von Universität und ETH sowie der Chemiker Reinhard Nesper und der Forstingenieur Hans Rudolf Heinemann von der ETH Zürich. Geleitet wird das Collegium Helveticum von Gerd Folkers, vormals Ordinarius für Pharmazeutische Chemie an der ETH.

Ernst Fehr ist Ordinarius am Lehrstuhl für Mikroökonomik und experimentelle Wirtschaftsforschung und Direktor des Instituts für Empirische Wirtschaftsforschung an der Universität Zürich. Fehr ist einer der weltweit führenden Verhaltensökonomien. Für seine wissenschaftliche Arbeit wurde er in diesem Jahr zusammen mit Prof. Alex Kacelnik von der Universität Oxford mit dem cogito-Preis ausgezeichnet. Die Preisverleihung findet am 20. Oktober an der Universität Zürich statt. KONTAKT efehr@iew.unizh.ch

Jakob Tanner ist Ordinarius für Geschichte der Neuzeit an der Universität Zürich. Er forscht zur Finanz- und Wirtschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts und in den Bereichen Wissenschafts-, Medizin- und Körpergeschichte. Zurzeit arbeitet Jakob Tanner zum Thema «Inkorporation» und leitet ein Projekt zur Geschichte der Psychiatrie. Diesen Herbst erscheint von ihm «Historische Anthropologie zur Einführung» im Junius-Verlag, Hamburg. KONTAKT jtanner@hist.unizh.ch

Fähigkeit von Menschen, sich ein Leben lang verbunden zu fühlen und zusammenzubleiben, entwickelt sich als historische Option aus einem bestimmten Diskurs des Selbst und des Andern. So etwas kann man nicht im überzeitlichen Experiment untersuchen. Letztlich sehe ich in der Forschung also zwei antagonistische, sich gegenseitig aber auch erhellende Ansätze.

FEHR: Ich sehe diesen Antagonismus nicht so sehr. Einerseits gibt es biologische Grundlagen, die bei Säugetieren und Menschen vielfach sehr ähnlich sind. Andererseits beeinflusst die Kultur unsere Emotionen. Ob ich ein Ereignis als verwerflich erachte und wütend werde oder ob ich es als gottgegeben hinnehme, hängt ja sehr stark von sozialen Normen ab. Eine Schweizerin, der der Zugang zu einer öffentlichen Einrichtung wie einem Spital oder einer Schule verwehrt wird, nur weil sie eine Frau ist, wird darüber empört sein. Ein Frau dagegen, die in Afghanistan aufwächst, mag das hinnehmen, weil es einfach schon immer so war. An einen Gegensatz zwischen Natur und Kultur glaube ich aber nicht. Wir schauen mit unterschiedlichen Teleskopen und unterschiedlichen Brennweiten auf ähnliche Phänomene. Nehmen wir das Beispiel lebenslanger Liebe: Es gibt Untersuchungen von Präriewühlmäusen, die zeigen, dass die Fähigkeit zur Monogamie eine genetische Komponente hat. Das heisst dann noch lange nicht, dass alles determiniert ist. Der Umstand aber, dass die meisten Menschen in unserer Gesellschaft in serieller Monogamie leben, muss auch eine biologische Grundlage haben. Das Faszinierende ist, dass wir heute dieser Grundlage erstmals näher kommen.

TANNER: Ich teile die Ansicht, dass wir hier neugierig sein müssen. Als Historiker stelle ich aber fest, dass die Biologie keine Abbildung der Natur, sondern eine kontextabhängige Form menschlicher Selbstbeschreibung ist. Das Wort «Biologie» taucht etwa vor 200 Jahren das erste Mal auf und steht für einen bestimmten Forschungszugang zu lebendigen Organismen. Vielleicht wird man in der Zukunft einmal sagen: Was man im 19. und 20. Jahrhundert Biologie nannte, war ein an eine bestimmte Zeit gebundenes Phänomen, das auf einer merk-

würdigen Trennung von Natur und Kultur beruhte. Wenn man diese Unterscheidung schon vornehmen will, so muss man sehen, dass die genetische Ausstattung des Menschen sich über einen sehr langen Zeitraum hinweg kaum verändert hat, sodass man den rasanten kulturellen Wandel gar nicht mit einer menschlichen «Natur» erklären kann. Es sei denn, man betrachte ganze soziokulturelle Veränderungsdynamik als Fake und sagt: «Wir sind eigentlich immer noch die alten Affen.» Gerade um den Menschen im Verhältnis zu den Tieren neu verstehen zu lernen, müssen wir allerdings von der eingespielten Natur-Kultur-Dichotomie wegkommen.

Herr Fehr, Sie arbeiten auch mit Hirnforschern zusammen. Was ist Ihre Motivation, die Fachgrenzen zu sprengen? Und was bringt Ihnen die disziplinenübergreifende Arbeit?

FEHR: Da tut sich ein ganz neues Gebiet auf – die Neuroökonomie. Momentan herrscht eine Goldgräberstimmung. Eine Frage ist beispielsweise: Wie verarbeitet das Hirn Risiko? Sie ist völlig offen. Auch das Spar- und Konsumverhalten ist auf der Hirnebene noch nicht verstanden. Was beispielsweise verhindert impulsives Kaufen? Wir wissen, dass Zinssätze Sparverhalten beeinflussen. Aber wir wissen nicht, welche Hirnprozesse Sparverhalten beeinflussen. In unserer letzten Studie sind wir von einer Hypothese ausgegangen, die man mit der Redewendung «Rache ist süss» zusammenfassen kann. Wir konnten zeigen, dass Belohnungszentren im Hirn aktiviert werden, wenn wir andere für unfaires Verhalten bestrafen können. Wir haben nun neurowissenschaftliche Belege für Modelle, die wir in der Ökonomie schon vor Jahren konstruiert haben.

Wie sehen Sie das: Ist ein solches Verhalten genetisch oder kulturell bedingt?

FEHR: Man unterscheidet ja zwischen kodierten und exprimierten Genen. Wir haben zwar ein genetisches Programm in uns. Ob sich eine Anlage allerdings ausdrückt oder nicht, hängt von den Umweltbedingungen ab. Das heisst, das Entscheidende ist die Interaktion zwischen Natur und Kultur und nicht das eine oder das

andere. Wir müssen genetische Voraussetzungen haben, die es uns erlauben uns fair zu Verhalten. Gleichzeitig legen die Forschungsergebnisse nahe, dass ein grosser Teil unseres Verhaltens kulturell bestimmt ist.

Das Collegium Helveticum hat das Thema Emotion als interdisziplinären Forschungsschwerpunkt bestimmt. Was versprechen Sie sich von dieser Zusammenarbeit?

FEHR: Am Collegium Helveticum werden erfahrene Wissenschaftler arbeiten. Es besteht die Chance, das Phänomen Emotion aus sehr unterschiedlichen Blickwinkeln von der molekularen Ebene bis zur globalen makrohistorischen Ebene zu untersuchen.

Nun weiss man ja auch, dass gerade diese interdisziplinäre Zusammenarbeit sehr schwierig ist. Herr Tanner, erhoffen Sie sich mehr als die gegenseitige Würdigung der jeweiligen Forschungsprojekte?

TANNER: Wissenschaft ist ja ein Versuch, Probleme zu lösen, mit dem man sich immer wieder neue ungelöste Probleme einbrockt. Interdisziplinarität meint auch heute oftmals nur Folgendes: Man schaut über die Ränder des eigenen Fachs hinaus, bedient sich etwas bei anderen Disziplinen und bleibt dann aber doch unter den Angehörigen der eigenen Zunft. Was zu wenig passiert, ist die effektiv fachüberschreitende Forschung, die gemeinsame Auseinandersetzung, die das eigene Selbstverständnis viel stärker in Frage stellt. Heute geht es darum, Problembereiche zu öffnen, die nicht mehr in die disziplinäre Matrix der Wissenschaft, wie sie im 18. und 19. Jahrhundert entstanden ist, hineinpassen. Das Collegium Helveticum versucht genau das – deshalb handelt es sich um ein spannendes Wissenschaftsexperiment.

Herr Fehr, Herr Tanner, wir danken Ihnen für das Gespräch.